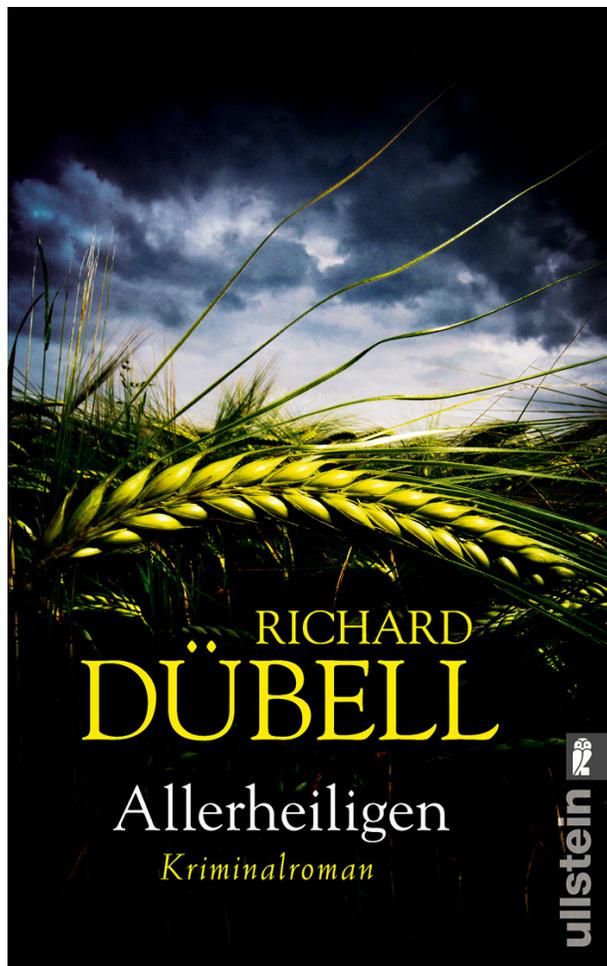


RICHARD
DÜBEL

Allerheiligen
Kriminalroman

ullstein 



RICHARD
DÜBELLE

Allerheiligen
Kriminalroman

ullstein 

Das Buch

Hauptkommissar Peter Bernward und seine Kollegin Flora Sander werden zu einem ungewöhnlichen Tatort gerufen: Vor der Landshuter Martinskirche liegt ein Liebespärchen – nackt, geknebelt und an das Treppengeländer gefesselt. Beide erfreuen sich bester Gesundheit. Vom Täter fehlt jedoch jede Spur. Peter und Flora halten die Tat zunächst für einen Scherz. Doch dann taucht Floras Exmann, Harald Sander, in Landshut auf. Sander ist Leiter einer Münchner SOKO, die einem skrupellosen Geiselnahmer auf der Spur ist. Er schärft den Landshuter Kollegen ein, sich aus seinem Fall herauszuhalten – und stößt damit auf wenig Gegenliebe. Denn zum einen ist Peter Bernward schon lange in Flora Sander verliebt, weshalb ihr Exmann sein natürlicher Feind ist. Zum anderen hat er den Eindruck gewonnen, dass der Vorfall vor der Martinskirche etwas mit dem Geiselnahmer zu tun haben könnte. So leicht will er dem Münchner Kollegen seine niederbayerische Heimatstadt jedenfalls nicht überlassen. Er ermittelt auf eigene Faust – und findet eine sehr, sehr alte Geschichte ...

Der Autor

Richard Dübell, geboren 1962, lebt mit seiner Frau und zwei Söhnen bei Landshut. Als Autor von historischen Romanen stürmt er seit Jahren die Bestsellerlisten. Mit *Allerheiligen* legt er nun seinen ersten Kriminalroman vor.

Richard Dübell ist Träger des Kulturförderpreises seiner Heimatstadt.

Homepage des Autors: www.duebell.de

Richard Dübells

Allerheiligen

Kriminalroman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

In diesem Buch befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Mai 2013

ISBN 978-3-8437-0442-7

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2013
Umschlaggestaltung: **ZERO** Werbeagentur, München
Titelabbildung: © **JBM / VISUM** creative

Alle Rechte vorbehalten. Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden

eBook: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin

*Für Kriminalhauptkommissar Stephan Springer,
der der Polizei Landshut für mich Gestalt gegeben
hat.*

Samstagabend
7. Juli

PROLOG

Der kleine Junge stand zu Füßen der Landshuter Martinskirche und starrte mit aufgerissenem Mund nach oben.

Er hätte längst im Bett sein müssen, aber es war ein herrlich warmer Sommerabend, und seine Eltern hatten offensichtlich gedacht, dass ein Treffen mit Freunden gegenüber der Martinskirche und ein spätes Schokoladeneis für den Junior dessen Erziehung nicht über die Maßen beeinträchtigen konnten.

Das Schokoladeneis in der Hand des Jungen war vergessen. Es tropfte aus der Waffeltüte und zwischen seinen Fingern hindurch auf den Boden. Der Schokoladenbart um seinen Mund trocknete ein.

Um ihn herum bewegte sich das sommerabendliche Leben in der Landshuter Innenstadt - hauptsächlich in der breiten, von gotischen Bürgerhäusern geschmückten Altstadt und rund um den Martinsturm. Der fünfhundert Jahre alte Turm war das Wahrzeichen der Stadt, ein Fixpunkt für die Blicke, die Gedanken und die Herzen der Landshuter. Der Turm war einzigartig; auf der ganzen Welt gab es keinen höheren aus Backstein gefertigten Kirchturm als ihn. Er war so gebaut, dass er eigentlich längst hätte umfallen müssen. Doch er stand immer noch. Scheinwerfer von den Hausdächern gegenüber rissen seine Form aus der nächtlichen Dunkelheit und ließen ihn noch höher, noch mächtiger, noch phantastischer aussehen.

Normalerweise blieb immer jemand stehen und blickte dorthin, wo schon ein anderer wie hypnotisiert hinstarrte. Aber der Abend war so lau und die Atmosphäre so ausgelassen, dass keiner auf den kleinen Jungen mit seinem tropfenden Eis aufmerksam wurde.

Schließlich fiel er seiner Mutter auf. Sie stand vom Kaffeehaustisch auf, trat zu ihm, lächelte ihn an und fragte:
»Na, was siehst du denn da oben? Die Turmfalken?«

Der Junge hob eine Hand, deutete nach oben.

Sie folgte seinem Fingerzeig und begann zu schreien.

Donnerstagnacht

18. Juli

1.

Kommissar Robert Kalp von der Münchner Kripo hörte den Schuss zweimal - einmal gedämpft aus dem Haus, von dem er keine hundert Meter entfernt hinter einem Streifenwagen kauerte, und einmal aus dem Handy, mit dem der Leiter des Einsatzkommandos mit dem Geiselnnehmer in Verbindung stand. Dem Schuss war keine Warnung vorausgegangen. Das Telefon hatte geklingelt, der SEK-Beamte hatte den grünen Knopf gedrückt, sie alle hatten über Lautsprecher die Stimme gehört, die gebettelt hatte: »Nein, bitte nicht!«, und die so schrill vor Panik gewesen war, dass man nicht unterscheiden konnte, ob sie männlich oder weiblich war ... Dann der Knall des Schusses - und danach Stille.

Kalp hatte so wie jeder der Zuhörer mit angehaltenem Atem gewartet, dass man das Flehen wieder hören würde, dass alles nur ein Bluff des Geiselnnehmers gewesen war. Aber das Einzige, was nach langen, langen Sekunden gekommen war, war der elektronische Ton, der anzeigte, dass der Gesprächspartner die Verbindung beendet hatte. Das Flehen und der doppelte Knall des Schusses schienen in der Abendluft nachzuhallen. Robert wollte den Kopf heben und stellte fest, dass er dem SEK-Mann nicht in die Augen sehen konnte.

Sie kauerten immer noch so nebeneinander, der SEK-Beamte mit seinem schwarzen Einsatzanzug und Robert in seinen zivilen Klamotten, als Harald Sander eintraf.

»Wie ist die Lage?«, fragte er.

Kriminaloberrat Harald Sander war seit einem halben Jahr Roberts Vorgesetzter. Sie hatten getan, was man als Polizist tut, um sich als Kollegen näherzukommen. Sie

hatten ihre Fitness miteinander gemessen, hatten an der Torwand, am Basketballkorb und am Kickerkasten konkurriert, waren auf die Schießbahn gegangen, hatten sich total betrunken und waren einmal zusammen mit ihren Freundinnen abends essen gegangen. Unter den Mitarbeitern des Sondereinsatzteams, dessen Leiter Harald war, galten sie als dicke Kumpel. Hätte man Robert jedoch gefragt, was für ein Mensch sein Teamleiter sei, hätte er keine Antwort gefunden. Er war Polizist genug, um zu erkennen, dass Harald ihm und der Welt eine Fassade zeigte; er war aber nicht Psychologe genug, um mit Sicherheit sagen zu können, ob hinter der Fassade irgendetwas steckte und, wenn ja, was.

Robert schielte auf das Handy in der Faust des SEK-Beamten, dann sagte er kaum hörbar und konnte es plötzlich selbst nicht glauben: »Wir haben eine Geisel verloren, Chef.«

»Den Juwelier, seine Frau oder die Tochter?«

»Wir wissen es nicht, Chef.«

Harald Sander musterte das in grelles Scheinwerferlicht gehüllte Haus. Die Zufahrt war mit hellem Stein gepflastert, das Dach eine kühn geschwungene Kurve, die Garage und Wohngebäude miteinander verband, die Haustür allein so teuer wie Roberts ganze Zweizimmerwohnung, und drum herum ein sommergrüner Rasen, aus dem hohe alte Auwaldbäume ragten wie in einem Park. Es war ein Haus, das man sich leisten konnte, wenn man kein Polizeibeamter war. Es war ein Haus, in das der Tod eingezogen war, weil sie, die Polizeibeamten, einen Fehler gemacht hatten. Der Widerschein des Blaulichts flackerte über seine Wände.

»Wer hat Mist gebaut?«, fragte Harald.

»Es war die falsche Wagenfarbe«, sagte der SEK-Beamte dumpf. »Nur die um eine Nuance falsche Wagenfarbe.«

Harald bückte sich und nahm ihm das Handy ab, bevor der Beamte es in seiner Hand zerquetschen konnte. »Fangt

mal von vorn an«, sagte er.

»Das Schwein hat einen Fluchtwagen verlangt«, sagte Robert. »Eine Corvette C6. Das ist so eine amerikanische Nuttentreiberkutsche ...«

»Ich kenne das Fahrzeug«, sagte Harald.

»In Le-Mans-Blau«, sagte der SEK-Beamte unvermittelt. »Keine andere Farbe, sonst würde er eine der Geiseln töten. Haben Sie eine Ahnung, wie schwer es ist, hier in München so eine Kiste aufzutreiben? In Grünwald stehen ein paar davon rum, aber auf den meisten klebt der Kuckuck, oder der Tank ist leer, weil die Besitzer kein Geld fürs Benzin haben. Oder sie rücken den Wagen nicht raus, nicht mal, wenn man mit einem Beschlagnahmebefehl ankommt.«

»Er spielt auf Zeit«, sagte Harald. »Und?«

»Kurz bevor Sie angekommen sind, haben wir ihm endlich eine Karre hingestellt.« Der Beamte wies auf die geduckte Silhouette eines Sportwagens, der keine fünfzig Schritte entfernt so vor dem Anwesen geparkt war, dass man sofort einsteigen und losfahren konnte. »Er beobachtet uns wahrscheinlich mit einem Fernglas, und über das Handy des Juweliers hält er Kontakt. Er sagte, es sei die falsche Farbe. Er habe Le-Mans-Blau verlangt. Das sei Jetstream-Blau. Und dann ließ er uns über Handy mithören, wie ...« Der Polizist räusperte sich.

»Wie er eine der Geiseln erschoss«, sagte Harald ruhig. »Hab's schon mitgekriegt. Sie sind der Leiter des Sondereinsatzkommandos? Ich übernehme ab sofort. Mein Name ist ...«

»Ich weiß schon, wer Sie sind«, erklärte der SEK-Mann. Er stand auf und stapfte zu einem der anderen Streifenwagen, hinter dem einer seiner Männer mit seinem Gewehr auf das Haus zielte. »Die Bühne gehört Ihnen.«

»Was ist denn mit dem los?«, fragte Harald.

Robert seufzte. Er verzichtete auf den Hinweis, dass es Polizisten gab, denen es auf den Magen schlug, wenn sie

Zeugen eines kaltblütigen Mordes wurden. Eigentlich traf das auf so gut wie alle Polizisten zu. Harald Sander hatte noch nicht zu erkennen gegeben, ob er auch dazugehörte.

Harald sah sich um. »Die Journalisten sind weit weg hinter der Absperrung, und es gibt so gut wie keine Schaulustigen. Gut gemacht, Robert.«

»Nicht mein Verdienst. Das hier ist Bogenhausen, Chef. Da steht der Voyeur hinter der Maßgardine.« Robert musterte seinen Vorgesetzten.

Harald, der erneut das Haus betrachtet hatte, wandte sich ihm zu. Er grinste. »Blofeld hat einen Fehler gemacht«, sagte er. »Er hat sich in die Falle manövriert. Heute Abend schnappen wir uns den Kerl, Robert.«

Robert erwiderte nichts. Seit sechs Monaten jagten sie einen Verbrecher, der mit äußerster Rücksichtslosigkeit vorging und bereits ein Menschenleben auf dem Gewissen hatte. Bis jetzt hatte er sich ihrem Zugriff entziehen können. Seinetwegen war die SOKO »Wettin« gegründet worden, benannt nach wertvollen Dokumenten und Schmuck des ehemaligen sächsischen Fürstenhauses, die der Täter aus dem Museum in Wittenberg geraubt hatte. Der Raub war im Zuge einer Ausstellung geschehen. Ein Museumswächter war dabei getötet worden. Da die Ausstellung länderübergreifend zwischen Sachsen und Bayern konzipiert war, hatte man auch die SOKO länderübergreifend organisiert, und da auch in solchen Dingen derjenige das Sagen hatte, der das meiste Geld hatte, wurde die SOKO von einem bayerischen Polizisten geleitet: Kriminaloberrat Harald Sander. Der Verbrecher, den die SOKO jagte, hatte von einem Beamten den Spitznamen »Blofeld« bekommen, nach einem der Hauptbösewichte aus den James-Bond-Filmen, der so wie sein echtes Gegenstück die meiste Zeit wie ein nicht zu fassendes Phantom der Polizei eine lange Nase drehte. Die SOKO »Wettin« hatte den Namen übernommen. Er war willkommen gewesen; sie hatten keinen anderen.

»Wo sind die anderen vom Team?«, fragte Robert.

Harald zuckte mit den Schultern. »Wie viele müssen wir sein, um den Schweinehund auf Eis zu legen?«

Robert schaute seinen Chef zweifelnd an. Seiner Ansicht nach konnten es nicht genug Kollegen sein. Blofeld war ihnen immer eine Nasenlänge voraus gewesen. Und die Teamkollegen würden es gar nicht gut finden, dass Harald sie heute Abend außen vor ließ. Es war die Aufgabe des Chefs, seine Mitarbeiter zu alarmieren. Dennoch verfluchte Robert sich, dass er sich nicht darüber hinweggesetzt und wenigstens einen der anderen angerufen hatte, als ihn der Alarmruf wegen der Geiselnahme erreicht hatte. Wenn Blofeld ihnen heute entschlüpfte, würde das Team der Überzeugung sein, dass es dies hätte verhindern können, wenn es nur alarmiert worden wäre. Wenn sie Blofeld jedoch heute schnappten, würden alle annehmen, dass Harald sie nur deshalb nicht benachrichtigt hatte, weil er den Ruhm der Verhaftung ganz für sich allein wollte. Wie es auch ausging – das Team würde danach nicht mehr arbeitsfähig sein.

»Heute«, sagte Harald und schlug Robert auf die Schulter, »geht dieser ganze Mist zu Ende.«

Ein elektronischer Klingelton ließ sie zusammenzucken. Harald starrte das Mobiltelefon in seiner Hand an. Roberts Mund wurde trocken. Harald räusperte sich und drückte auf die grüne Taste, doch bevor er etwas sagen konnte, schnarrte schon eine Stimme aus dem kleinen Lautsprecher.

»Hören Sie gut zu! Ich nehme das Fahrzeug. In ein paar Sekunden komme ich mit einer Geisel raus. Wenn das Auto nicht fahrtüchtig und vollgetankt ist, ist die Geisel tot. Wenn ich dahinterkomme, dass ihr mir irgendeinen Sender eingebaut habt, ist die Geisel tot. Wenn ich das Gefühl habe, dass mir ein Polizeifahrzeug zu nahe kommt, ist die Geisel tot.« Blofeld schwieg einen Augenblick. Harald holte Atem, doch da sprach der Geiselnahmer weiter. »Und wenn

mir irgendwas anderes nicht passt, ist die Geisel auch tot. Strengen Sie sich an, Sie haben nur insgesamt drei Leben, die Sie verspielen können, und eines ist schon weg!«

»Schön, dass wir uns endlich kennenlernen«, erwiderte Harald und ließ seine Stimme so hart klingen wie möglich. »Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin Kriminaloberrat Harald Sander – der, der Ihnen seit dem Frühjahr auf den Fersen ist, und der, der Sie heute Abend noch hochnehmen wird. Es liegt an Ihnen, wie wir Sie von hier wegbringen – auf eigenen Beinen oder im Leichenwagen. Bleiben Sie mit Ihrer Geisel, wo Sie sind, und hören Sie mir ...«

Robert stieß Harald in die Seite. Die Haustür des Anwesens öffnete sich einen Spalt.

»Ich hab Ihnen gerade gesagt, was Sie tun sollen ...«, begann Harald. Er unterbrach sich und lauschte. »Hallo?«, fragte er unwillkürlich.

»Aufgelegt?«, raunte Robert.

Harald nickte. »Scheißkerl. Dann eben auf die harte Tour.«

»Was macht er denn so lange?«, stieß der SEK-Beamte hervor, der wieder zu ihnen herübergekommen war. Der Türspalt hatte sich nicht mehr verbreitert.

»Sind Ihre Präzisionsschützen einsatzbereit?«

Der Beamte zuckte mit den Schultern. »So wie immer.«

»Haben Ihre Leute mitgekriegt, dass Blofeld schon eine Geisel erschossen hat?«

Der Teamleiter musterte Harald. »Ja«, sagte er schließlich langsam.

»Gut!«

Die Haustür öffnete sich plötzlich weiter. Etwas kam heraus, das auf den ersten Blick wie ein großes Tier wirkte. Harald starrte es überrascht an. »Verdammt«, flüsterte er dann. »Verdammt!«

Das große Tier waren zwei Menschen, die sich unter einer Decke eng zusammendrängten. Der SEK-Beamte fluchte. Blofeld wusste genau, was er tat. Auf diese Weise

würde kein Schütze einen Treffer setzen können. Robert sah, wie zwei der schwarzgekleideten SEK-Präzisionsschützen, die hinter Polizeifahrzeugen in Deckung lagen, die Gewehre sinken ließen. Robert versuchte, die Decke mit Blicken zu durchdringen.

Schweigend stolperten die verhüllten Gestalten den kurzen Weg bis zum Tor des Anwesens und blieben dort stehen. Das Handy klingelte erneut.

»Mir sind zu viele Zuschauer da draußen«, sagte Blofeld leise. »Zieht euch hinter die Absperrbänder zurück. Alle. Auch die Scharfschützen. Und macht die Scheinwerfer aus. Sofort.«

»Schießen Sie sie doch aus«, sagte Harald.

»Warum sollte ich das tun, wo es doch reicht, meiner Begleiterin hier eine Kugel zu verpassen, damit ihr spurt.«

Haralds Kiefermuskeln zuckten. Er wandte sich an den SEK-Beamten. Dieser schüttelte den Kopf.

»Wir ziehen uns nicht zurück, ganz egal, was ein Geiselnnehmer fordert. Das wissen Sie so gut wie ich.«

»Ich übernehme die Verantwortung.«

Der SEK-Einsatzleiter murmelte etwas in sein Funkgerät. Die Scheinwerfer erloschen. Die zwei Präzisionsschützen hinter den Streifenwagen standen auf, schulterten ihre Gewehre und trotteten zur Absperrung. In den Nachbargärten erhoben sich weitere vermummte Gestalten und zogen sich zurück.

Harald drückte den Rückrufknopf. Blofeld meldete sich nach dem dritten Klingeln.

»Alles ist so, wie Sie es wünschen«, sagte er. »Lassen Sie Ihre Geisel gehen.«

»Und was ist mit Ihnen, Herr Kriminalobererrat Harald Sander?«, fragte Blofeld. »Ich hab gesagt: Alle müssen hinter die Absperrbänder. Ich will niemanden in der Nähe der Corvette auch nur riechen.«

»Ich sehe mir das Ganze gerne aus der Nähe an«, knurrte Harald.

Robert seufzte.

»Ich zähle bis fünf«, sagte Blofeld. »Dann sind Sie weg, oder Sie können aus der Nähe zusehen, wie sich die Frau des Juweliers ein Ding einfängt.«

Die von der Decke verhüllten Gestalten standen leise schwankend beim Tor des Anwesens. Robert versuchte erneut zu erkennen, wo sich unter dem Stoff der Verbrecher und wo die Geisel befand. Es war unmöglich. Sein Herz hämmerte, als würde er einen Berg hinaufsprinten.

»Wenn Sie Ihre Geisel umlegen, haben Sie keinen Schutz mehr«, erinnerte Harald. »Wir schießen dann auf den, der noch aufrecht steht.«

»Cool«, erwiderte Blofeld unbeeindruckt.

»Irgendwann gehen Ihnen die Geiseln aus«, sagte Harald. »Was dann?«

Der SEK-Beamte starrte Harald fassungslos an. Harald gab den Blick ausdruckslos zurück. Robert krümmte sich innerlich. Nicht zum ersten Mal hatte er das starke Gefühl, sich für seinen Chef fremdschämen zu müssen.

»Eins ...«, zählte Blofeld unbeeindruckt.

»Schon gut«, stieß Harald hervor. »Schon gut.«

Der SEK-Beamte wandte sich kopfschüttelnd ab und trottete los.

Harald starrte das Handy an, dann zu den reglosen Gestalten unter der Decke hinüber. »Sie kommen hier nicht raus!«, zischte er in das Mobiltelefon, dann schaltete er es so aufgebracht aus, dass es seinen Fingern entglitt und zu Boden klapperte. Er bückte sich danach und sah dabei Robert in die Augen, der in seiner kauernenden Stellung hinter dem Fahrzeug verblieben war.

»Nimm das Handy und schieb ab!«, flüsterte Harald. »Mach schon!«

»Aber ...«

»Mit ein bisschen Glück hat er nicht gesehen, dass du auch da bist. Du bist die ganze Zeit über nicht

aufgestanden. Und wir haben beide dunkle Lederjacken an. Du bist ich, Robert. Los - verpiss dich schon!«

»Und du?«

»Ich bleibe hier in Stellung.«

»Harald, du riskierst das Leben der Geisel!«

»Jetzt hau schon ab, Robert, bevor er noch was merkt!«

Mit dem Handy in seiner plötzlich schweißnassen Hand trabte Robert los, den Blick nach hinten gerichtet. Die zwei Gestalten unter der Decke setzten sich wieder in Bewegung. Es war ein mühsamer Weg bis zu der geparkten Corvette. Robert merkte, dass er stehen geblieben war. Er konnte nicht weitergehen. Nicht, nachdem er gesehen hatte, dass Harald, der sich eng an den Streifenwagen drückte, seine Pistole gezogen hatte. Panik kroch in Robert hoch. Was hatte sein Chef vor? Sollte er zurückrennen, um ihn vor einer Dummheit zu bewahren?

Heute würde alles zu Ende gehen?

Und dann geriet die eine Gestalt unter der Decke plötzlich ins Stolpern. Robert sah ungläubig, wie sich die Decke löste und zu Boden rutschte. Es war die Frau, die gestolpert war - die Geisel. Wie in Zeitlupe sah Robert sie stürzen, lautlos, mit vorgestreckten Armen. Blofeld stand auf einmal ohne Deckung da. Robert erschrak, als er den unförmigen Kopf sah, die schattenlose Fläche des Gesichts. Blofeld stand da wie erstarrt.

Harald sprang hinter seiner Deckung hoch. »Feuer!«, brüllte er. »Feuer!«

Der Leiter des SEK-Teams war schon bei der Absperrung. Er fuhr mit einem bestürzten Ausdruck herum.

»Feuer!«, schrie Harald erneut.

Die Präzisionsschützen reagierten nicht. Keiner von ihnen war mehr in Schussposition. Sie konnten die Situation vor der Corvette nicht einmal einsehen. Und keiner von ihnen würde feuern, wenn das Kommando nicht von ihrem eigenen Vorgesetzten kam.

Immer noch in Zeitlupe sah Robert, wie Harald seine Pistole in Anschlag brachte und feuerte, wie der Schlitten zurückfuhr, wie die Patronenhülse davongewirbelt wurde, er sah das Mündungsfeuer wie eine Lanze in die Dunkelheit stechen. Blofeld taumelte zurück. Harald feuerte ein zweites Mal. Blofeld brach zusammen.

Die Frau begann zu schreien.

Harald ließ die Pistole sinken, einen ungläubigen Ausdruck im Gesicht.

Robert erwachte aus seiner Erstarrung und schrie: »Ins Haus! Zugriff!«

Er war der Erste, der die Haustür aufriss und hineinstürmte. Hinter sich hörte er die SEK-Beamten. Er fiel über eine kleine Lackkommode im Flur und griff nach einem Halt, riss im Fallen ein Ölgemälde von der Wand und zertrümmerte es, zertrat beim Aufspringen die Lackkommode, raste in den erstbesten hellerleuchteten Raum, voller Angst davor, was er gleich zu sehen bekommen würde. Den toten Juwelier, der Kopf zerplatzt von der Kugel aus dem Revolver des Geiselnemers? Das tote Kind, still und entstellt und in einer riesigen Blutlache auf dem Parkettboden?

Er stieß die angelehnte Tür auf und rannte hinein.

Eine kleine Gestalt lag auf dem Sofa und stierte ihn über einen Knebel aus Paketband hinweg an, das über ihren Mund geklebt und um ihren Hinterkopf gewickelt war. Sie begann, sich in ihren Fesseln zu winden. Robert drehte sich einmal um die eigene Achse, die Pistole im Anschlag. Niemand sonst war im Raum. Er war mit einem Satz bei dem Kind und versuchte, den Knebel zu lockern.

»Geht's dir gut ...?«, begann er keuchend.

Das Mädchen zappelte panisch. Robert wirbelte herum. Die SEK-Beamten platzten herein, in ihren schwarzen Monturen wirkten sie wie Aliens. Ihr Einsatzleiter war der Erste.

»Gesichert?«, schrie er Robert an.

»Gesichert!«, schrie Robert zurück.

Die Polizisten trampelten mit den Waffen im Anschlag eine Freitreppe ins Obergeschoss hinauf. Andere drangen in die weiteren Räume des Erdgeschosses ein.

Das Mädchen wand sich und machte es Robert unmöglich, das Paketband zu lösen. Schließlich drückte er das Kind an sich und wiegte es. »Schon gut«, murmelte er, »schon gut.« Sein Blick fiel auf ein Bild an der Wand – ein Familienfoto. Ein Mann, eine Frau und das Mädchen, das in seinen Armen zappelte, ein oder zwei Jahre jünger als jetzt. Die Familie des Juweliers. Ein Schuss hatte das Glas zerschmettert und ein Loch in das Foto und die Wand dahinter geschlagen.

»Geben Sie mir das Kind«, ertönte eine Frauenstimme. Eine Sanitäterin stand neben Robert. Er fragte nicht, wie sie hereingekommen war, obwohl die anderen Räume des Hauses nicht als gesichert galten. Die Situation war ein einziges Chaos. Er nickte der jungen Frau zu und reichte ihr das hysterische Kind. In seinem Hirn formte sich eine Idee, die so schrecklich war, dass sie sich nicht zu Ende denken ließ. Er steckte die Pistole ein und rannte hinaus.

Harald stand mit herabhängenden Armen vor dem Leichnam des Geiselnegers. Die Frau des Juweliers kniete neben dem Toten und wiegte sich stöhnend hin und her. Robert blieb stehen, als sei er gegen eine Wand gerannt.

Es war nicht der unförmige Kopf eines Monsters gewesen, den Robert gesehen hatte, sondern einer jener lächerlichen Papp-Ritterhelme, wie man sie zu Dutzenden auf Weihnachts- oder Mittelaltermärkten kaufen konnte. Harald hatte dem Toten den Helm abgezogen und dann fallen lassen. Zwei runde Löcher waren dicht nebeneinander in die Stirnregion des Helms gestanzt. Harald hatte auf der Schießbahn Robert immer mühelos besiegt.

Blofeld lag auf dem Rücken und schaute in den dunkel gewordenen Nachthimmel. Die Einschusswunden in seiner Stirn hatten kaum geblutet, aber unter seinem Kopf breitete sich eine dunkle Lache aus, die immer größer wurde. Die Gesichtszüge des Mannes waren ausdruckslos, weil für ihn nun alles egal war.

Nur, dass der Tote nicht Blofeld war. Der Tote war der Juwelier, und das war alles andere als egal. Seine Witwe begann zu schluchzen. Robert hatte das Gefühl, dass die Welt aufgehört hatte, sich zu drehen. Vor seinem inneren Auge sah er das lachende Gesicht des Juweliers neben dem Einschussloch in dem Familienfoto. Sie hatten eine Geisel verloren? Ja – jetzt. Und sie hatten sie selbst erschossen.

Haralds Mund war ein weißer Strich. »Es war nur ein Ablenkungsmanöver«, sagte er tonlos, »damit Blofeld abhauen konnte. Und bevor er abhaute, hat er den armen Teufel aus einem Versteck heraus abgeknallt.«

Roberts Blick fiel auf Haralds Pistole.

Harald bemerkte es und steckte die Pistole ein. »Blofeld«, sagte er erneut tonlos, »hat den Juwelier erschossen. Ja, Robert? Blofeld hat ihn erschossen.«

Harald hob den Blick, aber er konnte dem Roberts nicht begegnen. Er senkte den Kopf.

Robert dachte daran, dass er der Einzige war, der gesehen hatte, dass Harald geschossen hatte. Er dachte an ihre Versuche, einander näherzukommen, dachte an die Loyalität, die man sich unter Kameraden schuldete, dachte daran, was geschehen würde, wenn die Wahrheit herauskam.

»Ich kriege das Schwein«, flüsterte Harald. »Dann wird der Tod dieses Mannes nicht vergebens sein.« Er hob nun doch den Kopf und starrte Robert drängend an.

Robert sah die nackte Not im Blick seines Vorgesetzten.

Mit dem Gefühl, das Falsche zu tun, wisperte er: »Ich gebe dir einen Tag. Dann stellst du dich.«

Freitag
19. Juli

2.

»Ich sehe, Sie haben nichts berührt, Monsignore«, sagte Kriminalhauptkommissar Peter Bernward und betrachtete die Opfer, die vor ihm auf den Steinen des Ostportals lagen. Die Landshuter Martinskirche ragte über ihnen auf, ein Gebirge aus Backsteinen, die im Dämmerlicht blau und kalt wirkten.

Stiftspropst Tiodoro warf sich in die Brust. »Ich weiß, wie man sich an einem Tatort verhält«, erklärte er. Und etwas knurriger: »Die leidvolle Erfahrung, wissen Sie.«

»Mmmmh! Mmmmmh!«, machte eines der beiden Opfer und wand sich.

»Eine Decke hätten Sie schon drüberbreiten dürfen«, sagte Peter milde. »Es ist vier Uhr morgens, und es ist etwas kühl.«

»Ich hab eine Decke«, sagte Flora Sander. Sie war wie Peter Bernward Hauptkommissarin und in den meisten Ermittlungen seine Partnerin. Sie hatte eine graue Wolldecke aus dem Einsatzfahrzeug geholt und breitete sie über die beiden jungen Leute auf dem Boden. Der Stiftspropst stand mit finsterem Gesicht abseits. Peter wusste, dass es keineswegs eine gezielte Schikane von seiner Seite gewesen war, den Opfern keine Decke überzuwerfen. Der Ärger, den der Stiftspropst seit langem wegen der Vorgänge rund um seine Kirche hatte, beherrschte die Gedanken des Kirchenmannes. Dennoch war eine Decke angebracht: Die beiden Opfer trugen außer je einem T-Shirt keinerlei Kleidung.

Dieser Einsatz hatte das Zeug dazu, zu einer Legende in der Polizeiinspektion Landshut zu werden. Wahrscheinlich würde er sogar den Fall übertreffen, der bislang der

Spitzenreiter war. Bei diesem war die Polizei von den Nachbarn zu einer Altbauwohnung gerufen worden, aus der gellende Hilferufe zu hören gewesen waren. Die Beamten hatten im Schlafzimmer eine breitbeinig mit Seidentüchern aufs Bett gefesselte Frau gefunden und einen zusammengebrochenen Schlafzimmerschrank. In den Trümmern des Schranks hatte Batman gelegen, mit zwei gebrochenen Beinen und einem Fledermausanzug aus billigem Polyester, der unterhalb des Bat-Gürtels eine strategische Aussparung hatte.

Die Polizisten hatten sich bei diesem Einsatz vorbildlich verhalten, nur der Einsatzleiter hatte sich die Bemerkung nicht verkneifen können, dass es beim nächsten Mal genügen würde, das Bat-Symbol an die Wolken zu strahlen, um die Polizei zu Hilfe zu rufen.

»Wir nehmen Ihnen jetzt die Knebel ab«, sagte Peter zu den jungen Leuten. Er und Flora zogen sich Gummihandschuhe über. Peter musste der Versuchung widerstehen, sie schnalzen zu lassen. »Für die Augenbinden brauchen wir Spezialisten ...«

»Augenbinden!«, murmelte Flora und bückte sich.

Der junge Mann und die junge Frau waren mit hochgelegten Füßen an das metallene Geländer gefesselt worden, das die wenigen Stufen zum Portal hinaufführte. Als Fesseln hatten die Beinkleider der beiden herhalten müssen. Die Hände hatte der Täter ihnen mit Paketklebeband hinter dem Rücken zusammengebunden. Über den Mündern klebte je ein weiterer großzügiger Streifen Paketklebeband - sowie über den Augen. Sie abzulösen würde nicht ohne Schmerzen vor sich gehen, aber das sollten die Sanitäter machen. Der junge Mann trug außerdem einen dünn ausrasierten Bart. Es half nichts: Auch wenn Peter und Flora die Augen verklebt ließen, musste doch der Knebel entfernt werden, und so würde der arme Teufel eine ruckartige Trockenrasur über sich ergehen lassen müssen. Es würde der vorhandenen

Pein einen weiteren Schmerz hinzufügen: Die linke Wange des jungen Mannes war geschwollen, wo ein heftiger Schlag ihn getroffen haben musste, und schillerte blutunterlaufen unter dem Paketband hervor.

Er stöhnte, als Peter das Paketband abriss, dann spuckte er ein Stück durchgespeichelten Stoff aus. Peter zog eine Braue in die Höhe. Es war ein schwarzer Tanga. Um den Mund herum färbte sich die Haut des Mannes rot. Viel war von seinem dünnen Bart nicht übrig geblieben.

Flora hatte die junge Frau ebenfalls befreit, doch diese war so hysterisch, dass Peters Partnerin ihr den Knebel mit spitzen Fingern aus dem Mund ziehen musste. Er entpuppte sich als Männerslip, bei weitem weniger attraktiv als der Tanga, aber ebenso nass. Der Täter hatte Symmetrieverständnis bewiesen beim Einsetzen der Knebel. Das Goldkettchen mit dem Kruzifix daran, das um den Hals der jungen Frau hing, hatte er nicht an sich genommen.

»Und jetzt?«, fragte Stiftspropst Tiodoro und sah Peter misstrauisch an.

»Jetzt holen wir die Spurensicherung, nehmen den Tatort ab, bringen die beiden hier ins Krankenhaus, lassen ein Protokoll aufnehmen, was ihnen zugestoßen ist, und bedanken uns bei Ihnen, wenn Sie im Lauf des heutigen Vormittags zu uns rüberkommen, um Ihre Zeugenaussage zu machen.«

»Nehmen Sie eine von den unzähligen anderen Zeugenaussagen, die ich euch schon gegeben habe«, sagte der Stiftspropst.

»Nicht ins Krankenhaus«, stieß die junge Frau hervor. »Und bitte keinen Rettungswagen!«

Peter zuckte mit den Schultern. »Sie sind womöglich unterkühlt, Sie müssen ...«

»Mein Freund ist Rettungssanitäter«, erwiderte sie.

Flora zog eine Augenbraue hoch. »Und er?« Sie wies auf den jungen Mann.

Dieser wand sich vor Verlegenheit. »Ich bin kein Rettungssanitäter«, murmelte er.

Peter vermied es, seine Kollegin anzublicken, weil sein Lachen sonst laut aus ihm herausgeplatzt wäre.

Eine Stunde später war der Himmel grau, die Martinskirche ein Schattenriss vor der beginnenden Dämmerung und der Tatort geräumt, alle Spuren gesichert und das unglückliche Pärchen ins Krankenhaus verfrachtet. Der Stiftspropst war seufzend in Richtung Pfarrhaus gestapft. Peter konnte ihn verstehen. Der versteckte, schön angelegte Platz zwischen der Ostflanke des Doms und den umliegenden Häusern, im Mittelalter der Friedhof der Pfarrei, diente neun Monate im Jahr den Nachtschwärmern der nahen Lokale als Raststelle, Raucherzone, Toilette und – seit heute Nacht – als Ort für ein durch einen dreisten Raubüberfall unterbrochenes Schäferstündchen. Jeden zweiten Morgen fand der Stiftspropst die Hinterlassenschaften der nächtlichen Fröhlichkeit: Zigarettenskippen, zerknüllte Dosen, Glasscherben, Kothaufen und Pfützen von Erbrochenem. Die frühen Gottesdienstbesucher mussten sich ihren Weg hindurch suchen. Zuweilen lagen die Urheber der Beanstandungen noch daneben – in manchen Fällen auch darin. Wenn sie schon wach genug waren, pflegten sie die Messbesucher mit unflätigen Bemerkungen zu begrüßen. Der Stiftspropst war über all das nicht amüsiert.

Sebastian Tiodoro war bemüht, die Würde seines Gotteshauses zu verteidigen. Aber er war auch ein Mensch, der die Geduld nicht unbedingt erfunden hatte, und die Entscheidungsfindung im Stadtrat darüber, was sich gegen die Rowdys unternehmen ließ, dauerte ihm zu lange. Seine Nerven waren gespannt und seine Beziehungen zu den Behörden seit einiger Zeit unterkühlt.

»Das muss eine lebenslange Auswirkung auf das Liebesleben haben«, sagte Flora plötzlich. »Von einem Räuber im Kirchenportal überfallen und ausgeraubt zu

werden, während man den Freund mit einer Discobekanntschaft betrügt ...«

»... dann geblendet, geknebelt und halbnackt ans Geländer gefesselt liegen gelassen zu werden ...«

»... während der Täter mit den Wertsachen türmt ...«

Sie sahen sich an und mussten plötzlich lachen. Mittlerweile waren sie in die Altstadt hinausgetreten. Im Morgengrauen entfaltete sich der ganz eigene Zauber der weiten, als Marktplatz angelegten Straße. Es war keine Menschenseele zu sehen. Ihr Gelächter hallte zwischen den bunten Hausfassaden wider, die von Spätgotik bis Jugendstil alle Baustile der vergangenen Jahrhunderte zeigten - und ein paar moderne Bausünden dazu, wenig genug glücklicherweise, um im Gesamtensemble unterzugehen.

Peter war wie immer von Floras Attraktivität geblendet. Die gesamte Polizeiinspektion pflegte ihr hinterherzuschauen, wenn sie durch das Gebäude schritt - groß, schlank, die Masse mahagonifarbenen Haars meistens aufgesteckt, auf der Haut ein leichter Bronzeschimmer, der von irgendeinem Vorfahren aus südlicheren Gebieten kündete. Diese atemberaubend schöne, sinnliche Frau hatte ihm eine wilde, leidenschaftliche, himmlische, lichterloh brennende Nacht lang gehört. Seitdem wusste er, dass ihn keine andere Frau mehr interessieren würde. Peter Bernward, Kriminalhauptkommissar, achtunddreißig Jahre alt und bei den Kollegen als Zyniker bekannt, war mit Haut und Haar und über beide Ohren in seine Partnerin verschossen.

Und sie, Flora, zeigte ihm seitdem ein so verwirrendes Kaleidoskop von Gefühlen - von kalter Ablehnung bis zu sehnsuchtsvollen Blicken, wenn sie sich unbeobachtet fühlte -, dass Hauptkommissar Bernward täglich in seiner privaten Hölle schmorte und manchmal beinahe sprachlos war, weil er nicht wusste, was er zu ihr sagen sollte und was nicht.

Flora räusperte sich. Sie blickte die Altstadt hinauf, aber Peter war sicher, dass sie den Anblick gar nicht wahrnahm. »Nee, nee ...«, sagte sie mit leichtem Kopfschütteln, was immer ein Zeichen dafür war, dass sie beinahe etwas ganz anderes gesagt hätte und nun nicht wusste, ob sie lieber hier oder ganz weit weg wäre.

Er ahnte, dass der Augenblick der Nähe vorüber war, und versuchte verzweifelt, ihn festzuhalten. »Kann ich dich auf eine Tasse Kaffee einladen?«, fragte er.

Sie wandte sich ihm zu. Schon an ihrem Blick erkannte er, dass seine Einladung höchst unwillkommen war. »Es ist fünf Uhr morgens, und das ist Landshut«, sagte sie. »Außer irgendeiner versifften Absackerkneipe hat nichts offen.«

Hätte er sagen sollen: *Komm mit zu mir, ich mach dir einen ganz frischen Kaffee und schwöre, dass ich nicht versuchen werde, Erinnerungen zu wecken?* Er stellte fest, dass er es gesagt hatte. Und dass er es nicht hätte sagen sollen.

Flora schenkte ihm einen ihrer Seitenblicke. Wenn sie von einem Lächeln begleitet waren, gingen sie Peter direkt ins Herz und gleichzeitig in die Hose. Bei diesem war nicht die Spur eines Lächelns zu sehen.

»Ich bring den Wagen zurück«, sagte sie. »Du hast ja nur ein paar Schritte bis nach Hause.«

Es war so unnütz gewesen, sie auf einen Kaffee einzuladen, wie es unnütz war, darauf zu hoffen, dass es sich nicht herumsprach, wenn man als junges Liebespäarchen ausgerechnet auf den Stufen des Ostportals der Martinskirche überfallen worden war. Warum war sie überhaupt mit ihm in die Altstadt hinausgegangen? Hatte sie nicht mehr daran gedacht, dass sie sich einredete, sie würde sich nicht nach ihm sehnen? Hätte sie sich nicht so grob von ihm verabschiedet, wenn er das Richtige gesagt hätte? Peter fragte sich, was das Richtige war. Er war bekannt als jemand, der in Diskussionen das letzte Wort behielt. Bei Flora war er so gehemmt wie ein Neuntklässler,

der das erste Referat seines Lebens vorträgt. Er sah ihr hinterher, wie sie mit raschen Schritten durch einen Durchgang schritt und unter den niedrigen Bäumen entlanglief, die dort gepflanzt worden waren, wo früher die Gräber gewesen waren. Er sah ihr hinterher, bis sie beim Chor des Doms um die Ecke bog und für ihn unsichtbar wurde. Sie hatten den Wagen in der Kehre abgestellt, die auf der Nordseite des Doms einen eigenen Platz bildete, und waren die paar Meter gegangen. Sie hätten auch von der Inspektion her zu Fuß gehen können; in Landshut lagen die meisten wichtigen Gebäude eng beieinander.

Peter horchte, bis Floras Schritte verklungen waren. Er biss die Zähne zusammen. Ihm fiel ein, dass er ihr hätte hinterherrufen können: Bis heute Abend bei der Probe! Es war ein Zeichen seiner Zuneigung zu ihr gewesen, dass er sich hatte überreden lassen, bei ihrem und Connors Projekt die dritte Rolle zu übernehmen. Aber vielleicht hätte sie den Hinweis auf das abendliche Treffen genauso in den falschen Hals gekriegt wie Peters unglückliche Bemerkung über den Kaffee und ihre gemeinsamen Erinnerungen.

Er liebte Flora mit jeder Faser seines Herzens. Und sie ließ ihn am ausgestreckten Arm verhungern.

3.

Peters Wohnung befand sich in einem Haus, dessen größter Teil aus dem 15. Jahrhundert stammte. Sie lag im ersten Stock über dem engen, kleinen Weg, der unterhalb des Dreifaltigkeitsplatzes an den Häusern vorbeilief und im Mittelalter, als der große, prächtige, von der Verkehrsberuhigung aus diversen Gründen ausgenommene Platz noch voller Häuser gestanden hatte, die Hauptstraße gewesen war. Die hölzernen Stufen zum ersten Stock hoch knarzten bei jedem Schritt. An sechs Tagen in der Woche

zog der Essensgeruch aus dem kleinen Sushi-Restaurant im Erdgeschoss durchs Treppenhaus, und am siebten roch es nach Bohnerwachs und Essigreiniger, wenn die Putzfrau ihrer Pflicht nachkam.

Peter schloss die Tür auf und schob den Basketball dahinter weg, ohne hinzusehen. Der Boden in der gesamten Wohnung hatte eine Neigung, die man nicht bemerkte, wenn man sich darin bewegte, die sich aber einem Ball mitteilte. Egal, wo man ihn ablegte, er rollte innerhalb kurzer Zeit in Richtung Wohnungstür, dem niedrigsten Punkt der gesamten Wohnung. Die Wände waren hoch, die Decken rundherum mit echten Stuckleisten versehen; im Wohnzimmer, das auf den ersten Blick die Größe eines Fußballplatzes hatte, hing eine nackte Glühbirne in der Mitte eines barocken Deckenschmucks aus Stuck und Blattgold, im Schlafzimmer konnte man ein verblasstes Rankenfresko bewundern, und das leere Zimmer, das als Arbeits- oder Kinderzimmer geplant gewesen war, hatte pastellig rot, blau und ocker bemalte Bodenleisten. Die Wohnung war riesig. Viel zu groß für einen Bewohner.

Aber Peter hatte sie auch nicht gemietet, um allein dort zu wohnen. Als er damals nach Landshut zurückgekommen war und sich in sie verguckt hatte, war er nicht allein gewesen. Die Liebe zu der herrlichen Wohnung, die außer ihrer Schönheit nichts als Mängel aufwies, und die Liebe zu der großzügigen, weiträumigen Schönheit der Stadt, die seine Geburtsstadt war, war geblieben. Die Liebe zu der Frau, deretwegen er hierhergekommen war, allerdings nicht. Sie war ohne böse Gefühle vergangen und hatte nichts zurückgelassen als eine vage Erinnerung an leidenschaftliche Stunden und leidenschaftliche Streitereien - und diese Wohnung.

Peter schlüpfte aus den Schuhen und tappte ins Wohnzimmer. Es war komisch, wie man sich daran gewöhnte, dass man nur noch die Hälfte der Möbel besaß, mit denen man eingezogen war. Nach ein paar Jahren

kannte man es nicht mehr anders. Der Gedanke, wie Flora, als sie zum ersten Mal hier gewesen war, halb spöttisch gesagt hatte, dass eine Frau, die Peters Herz erobern würde, wenigstens keine Sorgen haben müsse, dass sie ihr eigenes Mobiliar nicht unterbrächte, versetzte ihm einen Stich. Hatte er sich da schon gewünscht, dass Flora diese Frau wäre? Es kam ihm so vor, dass er sie liebte, seit er sie zum ersten Mal gesehen hatte.

Er kam bis zur Küche, als das Telefon piepte. Er fiel fast über seine Füße, um den Hörer an sich zu reißen. War es Flora, die sich dafür entschuldigte, ihm so eine Abfuhr erteilt zu haben?

»Ich dachte, ich melde mich lieber gleich noch, bevor Sie sich hinlegen«, ertönte eine Frauenstimme. »Zum Schlafen, meine ich.«

»Normalerweise hänge ich an den Füßen von der Decke«, erwiderte Peter, der so auf Flora fixiert gewesen war, dass er die Stimme erst nicht erkannte.

Eine mittlere Pause entstand, dann lachte seine Gesprächspartnerin plötzlich. »Wie ein Vampir«, sagte sie, und nun wusste Peter, wer sie war: Sabrina Hauskeck, die Staatsanwältin. Sie war berüchtigt dafür, jeden Witz erst nach längerem Nachdenken zu verstehen und dann die Pointe noch nachträglich zu zerstören, indem sie sie erklärte. Sie war keine dumme Person, ganz im Gegenteil; Peter war sicher, dass sie zu den intelligentesten Menschen gehörte, die er je getroffen hatte. Aus diesem Grund entstanden auch zuweilen Gesprächspausen: Ein Gedanke musste manchmal an einer Synapsenkreuzung warten, weil zu viele andere Gedanken Vorfahrt hatten.

»Mit dem Blutsaugen habe ich aufgehört«, sagte Peter und verfluchte sich gleich darauf dafür, weil er wusste, was unweigerlich kommen würde.

»Von mir können Sie jederzeit was haben«, sagte Sabrina Hauskeck mit einem Timbre, das jeden anderen Mann dazu veranlasst hätte, in die Küche zu gehen und sich einen